

Volkskultur des Hirtentums

Zu Hans Georg Wackernagels Sammelwerk: „Altes Volkstum der Schweiz“, 1956

Mehr und mehr strebt die moderne Volkskunde, die in Laienkreisen immer noch bedenkenlos mit „Bauernkunde“ verwechselt wird und auch in Fachkreisen angeblich „romantische Ursprünge und Verfahrensweisen“ vorgeworfen erhält, sich als historisch ausgerichtete Grundwissenschaft zu behaupten. Sie bemüht sich, die Grundkomponenten jeglicher Erscheinung der Volkskultur, daß sie nämlich durch „Tradition“ und „Gemeinschaft“ bestimmt sind, auch jeweils in möglichst allen in Frage kommenden zeitlichen Schichten festzustellen, also den mit Recht verpönten Altinterpretationen gegenwärtiger Erscheinungen ohne Zwischenglieder zu entgehen. Daher das vorherrschende Streben nach einer „geschichtlichen“ Volkskunde, in der die Kulturperioden, wie Prähistorie, Antike, Frühchristentum, Mittelalter, Renaissance, Barock, Aufklärung, Biedermeier usw. bis zur Gegenwart herauf, auch als möglicherweise bestimmend für die Erscheinungen der Volkskultur, der geistigen wie der materiellen, erkannt werden sollen.

Zum andern aber geht das Streben nach einer vertieften Erkenntnis der Überlieferungen des Volks-Ganzen, also insbesondere der in ihren Überlieferungen oft sehr auseinandergehenden einzelnen Schichten und Stände des Volkes. Man denke z. B. an die Bemühungen um eine „(Groß-)Stadtvolkskunde“ (W. E. Peuckert, A. Spamer, L. Schmidt, H. Commenda, H. Koren) und darinnen wieder an eine soziologisch-volkskundlich-psychologische Schau auf das Proletariat, auf die „Asozialen“ u. ä. In Deutschland und in Amerika müht man sich um eine „Industrievolkskunde“ (W. Brepohl, G. Heilfurth), die auch bei uns als Volkskunde des Bergarbeiterstandes (F. Kirnbauer) besondere Einsichten vor allem auch in die historischen Perioden und Räume des ostalpinen Bergbaues verspricht.

Es hat zu allen Zeiten mehrere Stände mit jeweils eigenen ständischen Überlieferungen nebeneinander gegeben, besonders bei uns in den Alpen. Um so verständlicher ist die Notwendigkeit, auch innerhalb des „Landvolkes“, für das allzu schnell einfach „Bauerntum“ gesagt wurde, stärkere Unterschiede zu machen zwischen einem „nur bäuerlichen“ Stand,

also einem vorwiegend „agrarisches“ Bevölkerungsteil, und jenen breiten Schichten ländlicher Wirtschaft, die sich aus Großviehzüchtern herleiten und den Ackerbau nur nebenbei betreiben. Sie waren in den Alpen in historischer Zeit wesentlich stärker als „das Bauernvolk“ vertreten. Ihre Verwandten haben sie in vielen Landschaften Europas, nicht zuletzt in den Pyrenäen, in Skandinavien, in den schottischen Hochlanden, auf dem Balkan und im Kaukasus, ganz abgesehen davon, daß hier für die Frühzeit und für die vermutliche Herkunft dieser Viehzüchterkulturen aus Zentralasien auch schon zwischen Pferdezüchtern und Rinderzüchtern zu unterscheiden wäre, deren verschiedenes Kulturerbe (Frage des Ursprunges von Adel und Rittertum, der patriarchalen Formen des Gemeinschaftslebens, des Totenkultes, des Agonalen usw.) sich vielfältig weiter entwickelte.

Hier sind vor allem die Schweizer neue Wege gegangen. Vorab Richard Weiß, der Züricher Volkskundler mit seiner monumentalen „Volkskunde der Schweiz“ (Erlenbach/Zürich 1946), dem „Alpwesen Graubündens (Wirtschaft, Sachkultur, Recht, Älplerarbeit, Älplerleben“ (Erlenbach 1941) und seiner eben erschienenen, richtungweisenden Studie „Alpiner Mensch und alpines Leben in der Krise der Gegenwart“ (Quartalsheft „Die Alpen“, 1957/3). Neben ihm H. G. Wackernagel, Basel, mit dem Sammelwerk „Altes Volkstum der Schweiz“, Basel 1956, der reiches geschichtliches Material zur ständischen Gliederung vor allem des mittelalterlichen Volkskörpers der Zentralalpen und ihrer Vorlande insbesondere in der Aufspaltung nach „Hirtenbauern“ und „Ackerbauern“ mit ihren weitgehenden charakterlichen und volkskulturellen Verschiedenheiten vorbringt. (Vgl. unsere Anzeige: Zs. Hist. Ver. f. Stmk. XLVIII, 1957, S. 252.)

Aus drei Aufsätzen Wackernagels sollen hier Einzelheiten hervorgehoben werden, die (selbstverständlich unter Berücksichtigung gewisser Verschiedenheiten der schweizerisch-zentralalpinen „Hirtenlande“ gegenüber unseren österreichisch-ostalpinen Verhältnissen) zu denken geben und zu eigener Weiterforschung anregen: „Die geschichtliche Bedeutung des Hirtentums“ (Erstdruck 1936; hier S. 30—50); „Die Freiheitskämpfe der alten Schweiz in volkskundlicher Beleuchtung“ (Erstdruck 1949/50; hier S. 7—29); „Burgen, Ritter und Hirten“ (Erstdruck 1951; hier S. 51—64).

Einst zog schon Johannes von Müller („Die Geschichten der Schweizer“, 1780; „Der Geschichten Schweizerischer Eidgenossenschaft fünf Teile“, 1825/26) „... einen scharfen Strich zwischen den Ackerbau treibenden Bauern des Mittellandes und den von Viehzucht und Mol-

kerer lebenden Hirten des Gebirges“ (Wackernagel 31). „Wenn ich hier das Wort ‚Hirt‘ gebrauche, so liegen... romantische Anwandlungen fern. Ich verstehe unter Hirten einfach Menschen, die vorwiegend vom Vieh und dessen Produkten leben. Gebraucht man das naheliegende Wort Viehzüchter, so ist darin die Milchwirtschaft nicht enthalten. Im Gegensatz zu den Hirten stehen die Ackerbauer, die Bauern schlechthin, bei denen vornehmlich der Ertrag der bebauten Scholle den Lebensunterhalt gewährt. Bei der Untersuchung des Hirtenwesens in der mittelalterlichen Schweiz wird man sich zunächst geographischen Problemen zuwenden. Da liegt es auf der Hand, daß die Hirten besonders in den alpinen Gegenden, die eigentlichen Bauern dagegen mehr im Mittelland gesiedelt haben“ (S. 32). Diese für die mittelalterlichen Verhältnisse gültige Scheidung ist aber nicht selbstverständlich. „Das Mittelland besitzt nämlich nur mittelmäßige Getreideböden. Dagegen begünstigt das ziemlich feuchte Klima die Graswirtschaft. Es läge darum durchaus im Bereich der Möglichkeit, daß in früheren Zeiten die Bewohner des Mittellandes vorwiegend Viehzüchter, eben Hirten gewesen wären, wenn auch in geringerem Maße als ihre Genossen im Gebirge“ (33). Die ungarische Viehzucht blüht ja gerade im Flachlandgebiet. „Um die vorwiegenden Ackerbaugebiete von den Hirtengegenden einigermaßen genau zu trennen, bedürfte es freilich eindeutiger Angaben statistischer Art, die sich jedoch aus literarischen oder archivalischen Quellen für die mediävale Epoche gar nicht oder höchstens nur bruchstückweise gewinnen lassen. Glücklicherweise gibt es nun ein meist wohl etwas zu wenig beachtetes Kennzeichen, durch das die Landschaften mit vorwiegendem Ackerbau eindeutig festgestellt werden können, ... die Dreifelderwirtschaft, die in Akten (Urbaren, Berainen usw.) und Urkunden wohl überliefert vorliegt“ (33). Diese „bringt es mit sich, daß verhältnismäßig wenig Rindvieh gehalten wird. Das Rind dient zur Hauptsache als Zugtier bei der Bestellung der Äcker. Die Milcherzeugung tritt dahinter zurück. Die Wartung des Viehstandes liegt, was kulturhistorisch bedeutsam und nicht selbstverständlich ist, vorwiegend den Frauen ob“ (33). Wenn nun der Ackerbau in Dreifelderwirtschaft und die Alpwirtschaft in sehr frühe Zeiten zurückreichen, so bedeutet das, „daß mitten durch die Schweiz eine uralte Kulturgrenze läuft. Freilich beginnt sich die typische und alte Zweiteilung der Eidgenossenschaft in ein Hirten- und Bauernland schon seit etwa der Mitte des 18. Jahrhunderts gründlich, rasch und unaufhaltsam zu verwischen; hauptsächlich in der Art, daß im Flachland unter Sprengung der Dreifelderwirtschaft die Viehhaltung und der damit verbundene Futterwiesenbau immer größere Ausdehnung gewinnt“ (35). Das hat sich seither in sehr

raschem Wandel vollzogen. R. Weiß schreibt 1957 (Die Alpen, 1957, Heft 3, 209 f.): „Nicht nur Ausländer zeigen sich immer wieder erstaunt über die Feststellung, daß nur ein Viertel der Schweizer ihren Wohnsitz höher als 700 m haben und daß von diesem alpinen Viertel der schweizerischen Bevölkerung wiederum nur ein kleiner Teil zu den eigentlichen ‚Berglern‘ und ‚Hirten‘ gehört. Da nur noch jeder fünfte Schweizer Bauer ist, so kann man höchstens jeden zwanzigsten zu den Bergbauern rechnen. Bekanntlich verschiebt sich das Verhältnis auch weiterhin zuungunsten des bäuerlichen und insbesondere des bergbäuerlichen Bevölkerungsanteils. Statistisch und ökonomisch gesehen ist das ‚Volk der Hirten‘ heute eine verschwindende Minderheit geworden.“ Um so größer allerdings sei die „psychologische Bedeutung der Bergler und Berge“.

Die mittelalterlichen Verhältnisse aber waren so, daß es in der Schweiz nicht „spärlich bevölkertes Alpengebirge und dicht besiedelte Ackerbaugebiete“ gegeben hätte. Vielmehr ist es genau umgekehrt! Bei der Hirtenkultur hat man „bereits im Mittelalter... das Land verhältnismäßig recht gut zu nutzen“ verstanden, „so daß dann später wesentliche Menschenvermehrungen ohne Industrie zumindest auf Schwierigkeiten stießen“ (Wackernagel 35). Daraus ergibt sich, daß in der alten Eidgenossenschaft schon rein mengenmäßig den Hirten und übrigens auch den Städtern gegenüber den Bauern eine vordergründige Rolle zukommt. Die Möglichkeit ist wohl kaum von der Hand zu weisen, daß gerade durch den starken Bevölkerungszuwachs in den Agrargegenden die beiden Orte Zürich und Bern während des 17. und 18. Jahrhunderts zu ihrer politisch führenden Stellung gelangten“ (35 f.).

Solch eine Bevölkerungsstruktur und ihr Wandel mußte sich natürlich auch volkulturell auswirken. „Allein schon das Vorhandensein des Hirtentums in den Alpengebieten übt auf den Verlauf des geschichtlichen Lebens tiefgehende Wirkung aus. Das Feudal- oder Lehenswesen, dessen maßgebende Bedeutung für das Mittelalter gar nicht überschätzt werden kann, hängt als Herrschaftssystem mit Alp- und Viehwirtschaft nur locker, dagegen fest mit den besonderen Formen des Agrarwesens zusammen. Zum guten Teil beruhte nämlich die feudale Gesellschaftsform darauf, daß eine verhältnismäßig breite Schicht von unfreien Ackerbauern durch Arbeit und Zins zum Lebensunterhalt einer adeligen, ritterlichen Oberschicht einen wesentlichen Betrag zu entrichten hatte. Beständigkeit und Sicherheit eines solchen Verhältnisses wurden nicht zuletzt durch die zwangsläufig konservativen Formen der Dreifelderwirtschaft gewährleistet. Genau so wie die reine Agrarkultur das mittelalterliche Rittertum gewissermaßen untermauern konnte, so hat ihr Fehlen der feudalen Gliederung stets geschadet, ja den Boden entzogen. Man halte

sich nur vor Augen, daß in den Viehzucht treibenden Gebieten der Bezug der Zinse für den Feudalherrn eine viel weniger sichere und eine schwierigere Sache war als in den Getreidelandschaften. Wie will z. B. der Feudalherr nachprüfen, was auf den abgelegenen Alpen alles an Vieh und dessen Erträgen vorhanden und damit abgabepflichtig war. Auch das oft zerstreute Wohnen erschwerte die Übersicht und die ständige Kontrolle. Dazu änderten in alten Zeiten noch mehr als heutigentags die Alpenbewohner als teilweise Nomaden Wohnsitz und Arbeitsort in rhythmischem Wechsel das ganze Jahr hindurch. Zu vergessen ist weiter nicht, daß im Gebirge dem Adel der Raum zur wichtigen reiterlichen Betätigung fehlt. Deshalb konnte — gänzlich anders als in den Agrargebieten — von vornherein einheimische oder von außen her eingepflanzte Feudalität in Hirtenregionen nur schwer gedeihen. Und das um so schwerer, je ausgesprochener ein Gebiet — wie etwa die Schweiz um den Vierwaldstättersee — Hirtenland war“ (38 f.).

Mit dem Ausgang des 13. Jahrhunderts begannen die schweren Erschütterungen der wirtschaftlichen Grundlagen des Rittertums. Die Hirtenbevölkerung aber gewann mehr und mehr an Bedeutung aus vielerlei Gründen, wie z. B.: Zunahme der Rindviehzucht; Ansteigen der Geldwirtschaft; Zunahme der Hirtenbevölkerung durch größere Verdienstmöglichkeit im Anwachsen der Alpwirtschaft durch Belieferung der rasch wachsenden Städte mit Fleisch und Molkereiprodukten; man denke an die sich anbahnende politische Entstehung der Eidgenossenschaft, gerade aus den Keimzellen der Hirtenlandschaften mit wagemutigen Leuten, die im Fernhandel (Vieh über die Pässe bis Italien oder bis ins Elsaß usw.) Weitblick und Weltgewandtheit erworben hatten. Wackernagel sagt mit Recht (40): „Jedenfalls kamen die Hirten — vor allem in ihrer Oberschicht — im Gegensatz zur damals nicht reicher werdenden Agrarbevölkerung in den Besitz ganz ansehnlicher Geldmittel. Und die Macht des baren Geldes erwies sich schon im Mittelalter als scharfe und mannigfach brauchbare Waffe beim Kampfe gegen feindlich andrängende Dynasten und Feudalherren. Das wurde von der Geschichtsforschung bei den Städten und Städtlein der Eidgenossenschaft ganz richtig erkannt. Aber das gleiche gilt nicht weniger bei den innerschweizerischen Hirtenländern. Die armen Hirten des Gebirges gehören in das Reich der patriotischen Fabel“ (40).

In knappen Sätzen skizziert Wackernagel dann (41 ff.) das geistige Gehaben dieser besonderen Schicht der alpinen Viehzüchter: „Am deutlichsten und folgenreichsten zeigt sich jedoch der Einfluß des Hirtentums bei der sozialen Struktur und bei dem sonstigen gesellschaftlichen Gehaben. So kommt vor allem der Familie und der Sippe — im alten

Sprachgebrauche den Freunden und der Freundschaft — in der alpinen, besonders in der innern Schweiz auf fast allen Lebensgebieten ungleich größere Bedeutung als im bäuerlichen Mittellande zu, wo eben der dörfliche Verband und die Haftung an Grund und Boden das sozial wohl wichtigste Element bildete. In den Tälern um den Vierwaldstätter See fällt übrigens die eigenartige Stellung der Familie nicht bloß bei bekannten Sippen..., sondern ebenso bei den breiteren Volksschichten auf. Gleichzeitig mit dem gesteigerten Sippengefühl springt die Tatsache in die Augen, daß die Frau in der Gebirgsschweiz eine viel geachtete und einflußreichere Stellung als in den agrarischen Gegenden einnimmt, im häuslichen und zuweilen auch im öffentlichen Leben.

Typologisch gesehen treten also in den alten schweizerischen Hirtenländern viel eher aristokratische oder gentile Formen des Zusammenlebens als demokratische Verhältnisse im modernen Sinne zutage. Das Volk ist da... ein Verband von Geschlechtern, durch die Bande des Bluts und des Herkommens in sich geschlossen. Als wesentliches Kennzeichen erscheint das gute Einvernehmen auf sippenhafter Grundlage bei ökonomisch oft großer Differenzierung. Solch organisch engem Zusammenhalt entspricht eine schroffe Ablehnung gegenüber jeglichem fremden Wesen, eine Ablehnung und Exklusivität, die in den Städten und Agrargemeinden damals nicht ihresgleichen findet. Hingegen stoßen wir auf eine durchaus ähnliche Gesinnung bei der Adelsgesellschaft des Mittelalters.“

Hirtenkriegerverbände, ohne etwas wie einen „Staat“ zunächst, Gruppen junger, durch Bergdasein und Jagd sportlich geübter Männer (Burschen, „knäbli“ wie es immer heißt), die Fehden, Raub- und Kriegszüge gegen ihre Nachbarn geführt hatten, für die Blutrachefehden als ein zwingendes Muß galten, das sind die Träger des neuen politischen Wollens, jene, die auch die Entscheidungen gegen das sinkende Rittertum gewannen. Das beweist ja auch ihren Weitblick. „Denn es kann keine Rede davon sein, daß im Mittelalter die alpinen Gebirgsgegenden — man denke nur an den regen Paßverkehr — im Verhältnis zu den flacheren Gebieten besonders abgelegen gewesen seien.“

Nehmen wir dazu noch die von Wackernagel ausführlich herangezogenen Brauchtumsformen von Kirchweih- und Fastnachtsfestlichkeiten mit ihrem eigentümlich ausgeprägten Maskenwesen (das oft genug zu Fehden innerhalb der einzelnen Talschaften führte), das agonale Gehaben der Burschen bei ihren Sportfesten, die genau auch in der Aufteilung des Fünfkampfes (Weitsprung, Schnellauf, Steinstoßen, Schießen, Ringen) bis zur Gegenwart dem altgriechischen Pentathlon in den Hirtenkampfspielen des Peloponnes (Olympia-Ursprung) entsprechen, noch

dazu zusammen mit der auch dort nicht fehlenden Poesie, dazu das Tanzbrauchtum (Tanzlauben), das schwärmerisch verehrte Alphorn usw., so wird aus all dem doch eine weitgehende Entsprechung auch für die Verhältnisse in unseren österreichischen Alpenlandschaften mit vorwiegender Viehzucht klar, trotz aller Verschiedenheiten im einzelnen.

Wir müssen es uns versagen, Wackernagel hier weiter auf seinen interessanten Ausführungen zu folgen, wenn er schließlich in die zentralasiatischen Bereiche ausgreift (Großviehzüchter, Pferde-, Rinder-Hirtenkulturen) und bedeutende Parallelen sieht, aus denen die Formulierung entspringen kann: „Das Gebirgshirtentum ist jedenfalls älter als die Völker, denen es heute eignet“ (50).

Für unsere österreichische Volkskunde ergibt sich über diese historischen Feststellungen hinaus die Notwendigkeit, auch im eigenen Volkskörper, im gegenwärtigen wie im historischen, ohne Romantisierung des Hirtenstandes die Kultureigenschaften dieser Art „Landvolk“ aufzuzeigen. Das muß unter voller Abkehr von jener Romantik vor sich gehen, die sich — von außen her! — um diese Menschen gelegt hat. Richard Weiß hat (Die Alpen 1957/3, 211) das sehr klar festgestellt: „Solche bewußte und idealisierende Interpretation der Kühergefühle ist niemals einem ursprünglichen Äpler in den Sinn gekommen, sondern ist herausgewachsen aus der Distanz städtisch bestimmter Natursehnsucht. Erst durch die Küher- und Sennenlieder, wie sie 1818 G. J. Kuhn in seinen ‚Kühreihen und Volksliedern‘ veröffentlichte, wurde allmählich auch dem Bergler die poetische Betrachtung von Herdengeläute, Alpenglühn, Edelweiß und Alpenrosen, Jauchzen und Alphornklängen geläufig als eine unrealistische, aber wohlthätige Selbstverklärung der eigenen harten Existenz.“

Es ist notwendig, auch in unserer Steiermark neben dem „Bauernbrauch“ auch das Brauchtum dieser „Viehzüchter“ zu erkennen. Das bahnt sich z. B. in der verschiedenartigen Interpretation etwa eines oststeirischen Faschingsbrauches beim „Blochziehen“ gegenüber den Entsprechungen im „Faschingrennen“ des oberen Murtales an, wie sie das Volkskundliche Seminar unserer Universität unter Professor H. K o r e n vornahm. Steiermark und Kärnten sind voller brauchtümlcher wie sagtümlcher Überlieferungen von solchen Maskengruppen mit Fehden und festen Zusammenkünften, von Hirtenkampfspielen der Alpzeit, auf die zuletzt G. G u g i t z hingewiesen hatte (Die alpenländischen Kampfspiele und ihre kultische Bedeutung. Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 1952, S. 101 ff.). Restformen bestimmten Heischebrauchtums lassen sich durchaus auch aus dieser Sicht erklären. — So vergleiche z. B.

die Grazer Dissertation von Elfriede G r a b n e r, Martinisegen und Martinigerte in Österreich, 1956 (ungedruckt).

Ganz abgesehen von den Fragen der wissenschaftlichen Volkskunde im engeren Sinne gilt es heute im Umbruch so ziemlich aller Kulturwerte, den Blick auf die einzelnen Stände innerhalb des Volkskörpers zu richten und neben den Problemen von Industrialisierung, Vermassung, Verstädterung, Neuformung von Volkstum in Industrielandschaften aus Eingesessenen, Zuwanderern aus näherem Umkreise und aus Heimatvertriebenen, auch die Probleme des „Landvolkes“ beider Grundtypen über die abgegriffenen Schlagworte von „Landflucht“ und „Höhenflucht“, die R. W e i ß wohlbegründet scheidet, hinaus neu zu sehen. Bitter genug, daß dieser feinsinnige, wirklich volkskundige Züricher Gelehrte zu solcher Formulierung kommen mußte: „Das Idealbild des starken, kühnen, freien und glücklichen Äplers, wie es uns frühere Zeiten überliefert haben, wird durch den im folgenden unternommenen Versuch einer realistischen Betrachtung alpinen Lebens beträchtlich gestört. Man kommt nicht um die Feststellung herum, daß die Alpen auch in der Zeit der Hochkonjunktur ein eigentliches Krisengebiet sind, daß sich der Bergbauer in einer inneren, in einer wirtschaftlichen und in einer seelischen Krise befindet, daß man das Proletariat und die Slums heute nicht mehr in den Städten, sondern in den Bergtälern suchen muß. Nicht nur nach Einkommen und Lebensstandard sind die Bergbauern Proletarier. Das Wort bezeichnet sinngemäß zugleich eine innere Haltung, nämlich die der grundsätzlichen Unzufriedenheit und Bindungslosigkeit. Auch wenn uns dadurch manche Ferienillusion zerstört wird, müssen wir doch versuchen, die kulturelle Situation der Bergbauern ohne idealisierende Brille zu sehen“ (212). H. G. Wackernagel und R. Weiß wären nicht wirkliche Schweizer Volkskundler, wenn sie nicht nach ihrer Kulturanalyse auch die unerhörten positiven Werte in eben diesen Bergbauern und im Hirtentum im engeren Sinne erkannten und herausstellten, auch wenn sich deren Lebensumgrund heute in bedrohlicher Weise zu ändern droht und wir auch hier vor einem „Dammbruch“ zu stehen scheinen, gegen den nicht wirtschaftliche Maßnahmen allein helfen, sondern sehr wesentlich die Stärkungen einer geistigen Haltung. André Siegfried hat das 1948 in seinem Buche „La Suisse démocratique-témoin“ auf die knappe, sehr treffende Formel gebracht, in der die kulturelle Bedeutung des „Hirtentums“ sehr wesentlich mitgehalten ist: „Economiquement c'est la plaine qui est essentielle, mais psychologiquement c'est la montagne.“

Leopold Kretzenbacher.